

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339685](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339685)

zwischen jegliches Blatt legte er Hafer. Des ward der Esel gewahr, und warf die Blätter mit dem Maul umher, um des Hafers willen, und wenn er keinen Hafer mehr zwischen den Blättern fand, rief er: *Ja, Ja*. Da Eulenspiegel das vermerkte von dem Esel, seinem Schüler, da gieng er zu dem Rektor und sprach: Herr Rektor, wenn wollt ihr einmal besehen, was mein Schüler macht? Der Rektor frug, Lieber Meister, nimmt er eure Lehre auch an? Eulenspiegel sprach: Er ist von sehr grober Art, und übel zu belehren; doch hab' ich ihn mit Fleiß und großer Arbeit dazu gebracht, daß er etliche Buchstaben und sonderlich etliche Vocale kennt und nennen kann. Ist's euch gelegen, so geht mit mir, ihr sollt es hören und sehen. Nun hatte der gute Schüler gefasst bis um 3 Uhr Nachmittags, als nun Eulenspiegel mit dem Rektor und etlichen Magistris kam, legte er seinem Schüler ein neu Buch vor, sobald er das in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen, und als er nichts fand, begann er mit lauter Stimme zu rufen: *Ja, Ja*. Da sprach Eulenspiegel: Liebe Herren, höret die beiden Vocale *J* und *A*, die kann er jetzt, ich hoffe, es soll noch gut werden. Bald hernach starb der Rektor, da überließ Eulenspiegel seinen Schüler seiner Natur, zog mit dem Geld, das er darauf empfangen hatte, hinweg und gedachte: Was würde das für Fleiß brauchen, wenn du alle Esel zu Erfurt klug machen solltest, das wär unmöglich! — und ließ es also bleiben.

Wie Eulenspiegel die Schneider im ganzen sächsischen Land zusammenrief.

(Vierte Abbildung.)

Auf eine Zeit sprach Eulenspiegel eine Versammlung der Schneider aus, in den wendischen Städten und in dem Lande zu Sachsen, als nämlich in Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, auch zu Lübeck, Hamburg und

Blömar. In dem Briefe versicherte er sie seiner großen Treue, die er zum Handwerk trüge, und sie sollten zu ihm kommen in die Stadt Rostock, er wollte sie eine Kunst lehren, die sollt ihnen und ihren Kindern zu ewigem Gedächtniß, so lang die Welt stünde, nützlich sein. Die Schneider in den Städten und Dörfern schrieben einander Nachricht, zu welcher Zeit ihre Meinung wär, dahin zu kommen. Nun waren sie alle versammelt und ein Jeder verlangte zu wissen, was doch Eulenspiegel sagen und sie für eine Kunst lehren möchte, nachdem er sie so scharf ermahnt, und so weit her verschrieben hätte.

In Rostock, wo sie ihrem Bescheid gemäß zusammenkamen, verwunderten sich alle Leute, was doch so viel Schneider da thun wollten. Als nun Eulenspiegel hörte, daß ihm die Schneider gefolgt wären, ließ er sie zusammenkommen. Da redeten ihn die Schneider an, sie wären gekommen, seinem Schreiben zu folgen, worin er vermeldet hätte, er wollte sie eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Kindern zu gut sollte kommen, und bat ihn, sie abzufertigen und die Kunst zu offenbaren, dafür wollten sie ihm auch eine gute Verehrung thun. Eulenspiegel sprach: Ja, kommt alle mit mir auf eine Wiese, daß es ein Jeder von mir hören kann. Da kamen sie alle zusammen auf einen weiten Platz, Eulenspiegel stieg auf ein Haus, sah zum Fenster hinaus und sprach: Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! ihr sollt merken und verstehen: wenn ihr eine Scheere habt und eine Elle, einen Faden und einen Fingerhut, dazu eine Nadel, so habt ihr Werkzeugs genug zu eurem Handwerk. Und das ist keine Kunst zu wissen, sondern es giebt sich von selbst, so ihr anders euer Handwerk treibt. Aber diese Kunst lernt von mir und gedenket mein dabei: wenn ihr die Nadel gefädenet habt, so vergeßt nicht, daß ihr an das andere Ende des Fadens einen Knopf macht, sonst stecht ihr manchen Stich umsonst, so aber hat der Faden nicht

Raum, aus dem Nabelöhr zu schlüpfen. Die Schneider sahen einander an und sprachen: Die Kunst wissen wir alle schon und alles, was er uns gesagt hat. Da fragten sie ihn, ob er nichts mehr zu sagen hätte, denn solcher Albernheit wollten sie nicht zehn oder zwölf Meilen nachgezogen sein, und Voten zueinander geschickt haben: „Diese Kunst haben wir Schneider schon lange gewußt.“ Darauf antwortete ihnen Eulenspiegel und sprach: Die Kunst war zwar schon tausend Jahr alt, aber Niemand gedächte in dieser neuen Zeit der alten Weisheit. Ferner sprach er, wenn es ihnen nicht zu Dank wäre und sie es mit Unwillen aufnahmen, so soll ein Jeder wieder hingehen, wo er hergekommen war. Da giengen die Schneider auseinander und waren ganz zornig auf Eulenspiegel, sonderlich die von Weitem hergekommen waren. Die aber da angeessen waren, spotteten der andern und sprachen: Habt ihr nicht gewußt, was Eulenspiegel für ein Vogel ist?

Der Korbbinder.

In einem Dorfe lebte ein Korbmacher, dem die Arbeit sonst recht flink von der Hand gieng; einmal, da er einen großen Korb ansteng, wollte ihm die Arbeit nicht gelingen, denn er mußte den Korb ein paar mal wieder aufflechten. Endlich brachte er ihn doch zu Stande, und behaglich erhob er sich von der Arbeit mit dem Ausrufe: „Gottlob, der Korb ist fertig!“ — „Ich wollte, du wärest noch zehnmal länger darüber geseßen,“ sprach seine knurrige Ehehälfte, „war es nicht Eigensinn von dir, daß du den Korb wegen ein paar kleiner Fehler wieder ganz aufriffest, und deine Zeit damit versäumtest?“ — „Laß es gut sein, Alte,“ erwiderte der Korbmacher, sei froh, daß der Korb nun fertig ist, und sprich mit mir: „Gottlob, der Korb ist fertig.“ — „Ich wollte, du hättest dich krumm darüber geseßen, wenn nur nicht auch ich darunter leiden müßte.“

„Nun ist aber alles vorbei, darum sprich getrost: „Gottlob, der Korb ist fertig!“

„Nimmermehr!“

„Weib, du willst nicht sprechen: „Gottlob, der Korb ist fertig? Wenn ich es aber befehle?“

„Was, du mir befehlen? Dann thue ich es gerade gar nicht.“

„Kundel, ich rathe dir Gutes! Sage den Augenblick: „Gottlob, der Korb ist fertig, oder hol' mich — — — straf' mich — — —“

„Warum nicht gar? Komm' mir nur auf den Leib,“ rief Kundel erzürnt, „ich frage dir die Augen aus.“

Der Mann, nicht faul, ergriff einen dicken Weidenzweig und klopfte sein böses Weib, daß sie Zetermordio schrie.

„Ei, laß er's doch gut sein,“ sagte Nachbar Hans, den das Geschrei des Weibes herbeilokte, und der jetzt zwischen die streitende Partei sprang und sie trennte; „wie möchte ich doch mein Weib so schlagen, was hat sie denn verbrochen?“

„Was sie verbrochen hat? Da arbeite ich schon drei Tage an einem Korbe, und jetzt da ich ihn mit vieler Mühe fertig bringe, will das böse Weib durchaus nicht mit mir sprechen: Gottlob der Korb ist fertig!“

„Lieber wollte ich mich todt schlagen lassen,“ schrie die Korbbinderin; „du Grobian, du Tyrann!“ — hier folgte eine ganze Litanei von Schimpfworten.

„Ist's möglich,“ rief der Nachbar, „daß einer solchen Kleinigkeit wegen zwei Eheleute sich einander auf solche Art behandeln?“ — Sein Zureden fruchtete wenig, er gieng also nach Hause, wo er das Abenteuer seinem Weibe erzählte. „So ganz Unrecht hatte die Nachbarin doch nicht,“ sprach dieses hierauf, denn war es nicht Eigensinn von ihrem Manne, daß sie sagen sollte: Gottlob, der Korb ist fertig! Es ihr erst noch gar befehlen! Welche Frau wird sich denn von ihrem Manne befehlen lassen! Nein, nein! die Kundel hat schon recht gethan, daß sie sich das nicht gefallen ließ.“ — „Ich aber sage,“ rief Hans unwillig, „es ist ihr nicht Un-

recht geschehen, daß sie Schläge bekam, denn ein Weib soll einmal keinen Eigensinn gegen ihren Mann haben, und den Respekt nicht vergessen, den sie ihm schuldig ist.“ „Den Respekt? ha ha ha! Ich habe meiner Tage keinen Respekt vor meinem Manne gehabt.“ — „Was, wenn ich also haben wollte, du sollst sprechen: Gottlob, der Korb ist fertig, so würdest du es auch nicht sagen!“

„Nein, gewiß nicht!“

„Jetzt sprich den Augenblick: Gottlob, der Korb ist fertig!“

Die Frau antwortete mit einem Gelächter.

„Nein, nein, für immer nein,“ rief die Frau.

„Nun so will ich dir deinen Eigensinn austreiben!“ Hier ergriff Hans einen Stock, und bläute seine liebe Ehehälfte noch derber, als der Korbbinder die seine. Zum Glück gieng aber eben in diesem Augenblick der Edelmann des Dorfes vorbei, der Frieden stiftete. Hans nahm ehrerbietig sein Käppchen ab, und erzählte ihm in Kürze die Veranlassung des Streites. Der Edelmann hielt ihnen eine Strafpredigt, ermahnte sie zum Frieden und Versöhnung und gieng seines Weges. Der Auftritt kam ihm aber so komisch vor, daß er sich nicht enthalten konnte, ihn sogleich bei der Nachhausekunft seiner Gemahlin zu erzählen, die ihn herzlich belachte. „Ihr Herren der Schöpfung,“ fuhr sie nach mancherlei Bemerkungen fort, „fehlt meines Erachtens nur darin, daß ihr eure Herrschaft mehr auf Gewalt, als auf Liebe zu gründen sucht, und den Willen der Frau ganz dem eurigen unterwerfen wollet, daß ihr euch alles und den Frauen gar nichts verzeihet, und jeder Aeußerung ihrer Selbstständigkeit den häßlichen Namen Eigensinn beilegt. Wenn du kämest und sprächest: Liebe Rosa thu' mir den Gefallen, und sprich: Gottlob, der Korb ist fertig, so würde ich diese paar Worte mit Freuden nachsprechen. Wenn du aber kämest, wie der Korbbinder oder der Nachbar Hans, und in einem gebieterischen Tone mir zuriefest: ich will, ich befehle, und dabei wohl gar noch Drohungen

gebrauchtest, so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich thun würde.“

„Wie,“ rief der Edelmann aus, „auch du gibst den starrsinnigen Weibern vielleicht im Herzen noch Recht?“

„Wie kann ich ihnen denn Unrecht geben? Die Frau ist des Mannes Freundin, nicht seine Magd, die Freundin kann man bitten, aber sie läßt sich nicht befehlen.“

„Der Mann ist des Weibes Herr, meine liebe Rosa, das steht gleich im ersten Kapitel der Bibel, und es ist dir der Spruch bei unserer Trauung vorgelesen worden. Der Herr versteckt sich zwar, so lange es sich thun läßt, hinter den Freund, wenn aber der Freund nicht gehört wird, so tritt am Ende der Herr hervor.“

„Ich erkenne keinen Herrn in meinem Mann,“ sprach die Dame hitzig, „laß dir nur nicht einfallen, mir etwas zu befehlen, denn ich würde gerade das Gegentheil thun.“

„Du würdest also, wenn ich wollte, ebenso wenig als die Korbmacherin sprechen: Gottlob, der Korb ist fertig?“

„Wenn du mir es in einem so herrischen Tone befehlen würdest, gewiß nicht.“

„Nun ich befehle es dir.“

„Das ist mir leid, ich habe es dir ja schon voraus gesagt, daß es nicht geschehen wird.“

„Rosa sprich: Gottlob, der Korb ist fertig.“

„Um alles in der Welt nicht, selbst wenn du mich noch so schön bätest, so würde ich es jetzt nicht mehr sagen.“

„Soll ich also Gewalt brauchen,“ fuhr der Edelmann zornig auf, „Weib, du mußt die Worte sprechen — — —“ Vermuthlich würde sich die Scene unangenehm geschlossen haben, allein zum Glück trat eben jetzt, da der Streit am hitzigsten wurde, der Pfarrer herein, der äußerst erstaunt über einen Auftritt war, den er in der Art noch nie in dem Schlosse erlebt hatte. Sie erzählten ihm beschämt die Ursache des Zwistes, der Pfarrer lachte darüber, und die Versöhnung folgte durch ihn auf der Stelle. Der Mann versprach, nie wieder unfreundlich

zu befehlen, und die Frau, jede Bitte ihres Gatten als einen Befehl anzunehmen, und ihr, wo möglich, zuvorzukommen. Bald verbreitete sich diese lächerliche Geschichte weiter in der Gemeinde; alle Weiber vertheidigten die Korbbinderin, und in dem ganzen Dorfe blieb keine ungeprügelt. Dieses Geschichtchen in einer Privatgesellschaft erzählt, verschaffte viele Unterhaltung und was die komische Sache noch merkwürdiger machte, war, daß einige Frauenzimmer sich lebhaft der Korbmacherin annahmen, und die Tochter des Hauses, dem Erzähler derselben, der zum Unstern gerade ihr Liebhaber war, beim Abschied ein niedliches Körbchen mit der boshaften Aeußerung überreichte: „Gottlob, der Korb ist fertig.“

Mehr denn Gold und Silber soll dir gelten die Ehre.

Als mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Appenzeller Bauern in ihrem Uebermuthe die Fahne des Aufbruchs auch nach Tyrol und Vorarlberg trugen, belagerten sie die Stadt Bregenz, weil diese ihrem Herrn, dem Grafen von Montfort, treu geblieben war. Da kam von dem Feinde her eine Bettlerin und sagte: Herr Graf seid auf eurer Hut, denn die Bauern haben in der Zechstube zu Rankwühl auf den Tag des heiligen Hilarius (13 Januar) einen allgemeinen Sturm verabredet. Der Graf dachte, auch den Rath der Bettlerin muß man nicht verachten, und legte zur Nachtzeit einen Hinterhalt in einen Hohlweg. Die Bauern stürmten wirklich am verabredeten Tage; aber die aus dem Hinterhalt und der Stadt nahmen die Stürmenden dergestalt in ihre Mitte, daß sie nach großem Verlust abziehen mußten. Zum Lohne für diesen Sieg verlangte die treue Bettlerin nicht Gold und Gut, sondern daß der Nachtwächter von Bregenz täglich von Martini bis Lichtmess um neun Uhr Abends das Andenken ihrer Treue den Bürgern mit den Worten wieder ins Ge-

dächtniß rufe: „Ehre der Guta!“ Dieser Wunsch wurde ihr gewährt, so daß noch heute der Ruf: „Ehr Guta“ üblich sein soll. So hielt man vormem weniger auf Geld und Gut und mehr auf Ehre.

Wie die sieben Schwaben von einer Zigeunerin sich wahrsagen ließen.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich daß die sieben Schwaben, die, — was manchem Leser nicht unbekannt sein wird, — so viele Abenteuer zu bestehen hatten, auch einer Zigeunerin begegneten. Diese saß nämlich außerhalb Kriegshaber an einer Staupe am Weg, und kochte wunderliches Zeug durcheinander. „Knöpfle sind einmal nicht,“ sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hineinguckte, und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brühe statt Pfeffer und Schmalz, Mausdreck und Krotenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leib umkehrte. Der Spiegelschwab aber gieng auf die Zigeunerin zu und sagte: „Alte Trampel! du müßt mir wahrsagen.“ Die besah ihm die Hand und sagte:

Wer Weiberjoch auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Noth zu klagen.

Die Blitzher' redet wahr, sagte der Spiegelschwab, und schob den Selbstfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand und sagte:

Einem, der ist übermannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand'.

Die stichelt auf meine Stiefele, dachte er, und sie weiß, daß ich laufen kann. Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu sein schienen, so folgten auch die andern. Und zum Seehafen sagte sie:

Ein Ding man leget Manchem vor,
Wenn man es thät, der wär ein Thor.

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

Was man erspart an seinem Mund,
Das frist die Kaze oder Hund.

Zum Restelschwaben sagte sie:
Den Esel kennt man an den Ohren,
An der Red' Weise und Thoren.

Zum Allgäuer sagte sie:
Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Dohsen ungleich angeschirrt.

Bygost! sagte der Allgäuer, das habe ich
selber schon oft erfahren, wenn ich hab Mist
ausgeführt. Die Here steht einem, wägerle!
durch das Herz. Der Blüßschwab aber, der
tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Hei-
din nichts zu schaffen haben, sondern stieß ihr
vielmehr den Kessel um und ins Feuer, so
daß dieses mit Prasseln auseinandergefahren
und ausgeloschen ist; die Zigeunerin aber voller
Zorn, rief ihm mit schätternder Stimme nach:

Jungfrau Lieb ist fahrend Hab,
Heut „Herzliebster“ morgen Schabab.

Und so konnten denn die sieben Schwaben
ihrem Schicksal nicht entgehen.

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.
Von Claudius.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.
War je ein Maan gesund, ist ers,
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß, noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn,
Und Koliik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang,
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang,
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr,
Die Hände reißt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus,
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und seh'n ihn an und frieren.

Gebückt! Gebückt!

oder:

Mit dem Hute in der Hand,
Kömmt man durch's ganze Land!

Als ein Jüngling von 18 Jahren kam der
in der Folge so berühmt gewordene Benjamin
Franklin von einem nach Pennsylvania gemach-
ten Auszuge in seine Vaterstadt Boston zurück
und besuchte den damaligen Prediger Walther,
der ihn sehr liebevoll aufnahm, und beim Wege-
gehen einen kürzern Weg aus seinem Hause
führte.

Die Nebenthür aber war so niedrig, daß ein
erwachsener Mensch sich bücken mußte, um
nicht oben anzustoßen. Franklin sprach wäh-
rend des Fortgehens mit seinem leutseligen
Führer und sah daher nicht aufmerksam vor sich
hin. Gebückt, gebückt! rief auf einmal der
Prediger; aber in dem Augenblick fühlte Frank-
lin schon den Balken an seiner Stirne. Merk
er sich diesen kleinen Unfall, sagte jener. Er
ist jung und hat die Welt vor sich, bück' er
sich auf dem Wege, und er wird sich manchen
harten Puff ersparen.

Diese Lehre machte bei dem jungen Franklin
einen so tiefen Eindruck, daß er sich ihrer in
einem Alter von 79 Jahren noch erinnerte und
sie einem Sohne des erwähnten Predigers mit
folgendem Zusatz erzählte: „Dieser gute Rath

Ihres seligen Vaters so in Kopf und Herz eingepägt, ist mir ungemein nützlich gewesen, und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmuth so oft gedemüthigt wird, und wie so mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt.“

Von den Eisenbahnen.

Da in unserm Lande so viel von Eisenbahnen die Rede ist, so macht sich der Wanderer zur Pflicht, seinen Lesern auch Etwas davon zu sagen.

Jedermann weiß, daß die Wägen auf den Straßen immerwährend tiefe Geleise bewirken, welche der Schnelligkeit der Fortschaffungen das größte Hinderniß in den Weg legen. Jedermann weiß, daß wenn die Straßen so hart und fest wären, daß die größten Güterwägen keine Geleise darauf machen würden, so wäre alles Fuhrwerk leichter und darum schneller und vortheilhafter. Allein dieß ist gewöhnlich nicht. Man hat vor alten Zeiten diesem Uebel schon hie und da abhelfen wollen. Hie und da hat man die Straßen aus harten Felsenblöcken gemacht, wie es heut zu Tag noch in Mailand ist, um die Geleise zu verhüten. Allein dieß ist kostspielig und nach und nach kommen auch Geleise in den härtesten Stein. Man dachte schon im Anfang des 17. Jahrhunderts in England daran, an die Stelle der Steine Blöcke von hartem Holze zu thun, weil die Steinbahnen zu theuer gekommen wären; später um diese Holzblöcke noch dauerhafter zu machen, überzog man sie mit Eisenplatten und endlich 1767 ließ man das Holz ganz weg, und machte die ganze Bahn aus Eisen. Von dieser Zeit an gab's dann sogenannte Eisenbahnen. Es giebt nun zweierlei Eisenbahnen: die einen sind von Gußeisen, die andern von geschmiedetem Eisen. Die Wohlfeilheit des Gußeisens und besonders seine Unbiegsamkeit machten, daß man bis ins Jahr 1805 nur Eisenbahnen von Gußeisen machte; allein man bemerkte später, daß

das Gußeisen überwiegende Nachteile habe, und darum zieht man jetzt das geschmiedete Eisen diesem vor.

Es giebt eigentlich 3 Arten von Eisenbahnen, aber zwei davon sind heutzutage äußerst selten, weil sie nicht viel taugen. Nämlich es giebt eine Art Eisenbahn, die nur in zwei Reihen von eisernen Platten, die an der Stelle der gewöhnlichen Geleisen ganz eben auf den Landstraßen liegen, besteht; auf dieser kann der gewöhnliche Wagen jeden Augenblick vom Eisengeleise weg- und wieder darauf fahren. Diese sind selten; noch seltener, aber auch noch schlechter sind die Eisenbahnen, die an der Stelle der gewöhnlichen Wagengeleise eiserne Geleise haben, in denen die Wägen, wie in einem gewöhnlichen Geleise laufen. Wagenräder von gewöhnlicher Form büchsen sich am Anfang der Bahn in die hohlen Eisengeleise ein, und gehen nicht mehr heraus bis am Ende der Bahn. Diese sind aus dem Grunde verwerflich, weil durch Staub, Wind und schlimmes Wetter sich die Geleise mit Koth füllen, so daß wenn die Bahn nicht täglich gesäubert wird, man den Zweck der Eisenbahnen dadurch gänzlich verfehlt. Die dritte Art, die beste, die heutzutage fast allgemein angewendet wird, welche ihrem Zwecke vollkommen entspricht, hat folgenden Bau.

Die Geleise sind erhaben anstatt hohl, und sie gleichen den eigentlichen Wagengeleisen gar nicht. Die Räder sind wie Rollen, in welchen Seile auf- und abgehen, eingeschnitten und im Innern eingebücht, daß sie weder rechts noch links von der Bahn abweichen können, weil an der inwendigen Seite der Wagenräder ein etwas länger hervorgehender Rand ist, welcher das Fuhrwerk verhindert, von dem Geleise abzuweichen. Da das eiserne Geleise erhaben über der ganzen Bahn hervorsteht, und oben abgerundet ist, so kann kein Koth und kein Staub sich darauf sammeln. Auf einer solchen Eisenbahn heißt man die hervorstehenden Geleise Rails, ein englisches Wort, das eigentlich Gesländer oder Rand heißt. Diese Rails sind

lange eiserne Stangen, 4 Zoll hoch, 2 Zoll breit und 15 Fuß lang, und liegen nicht gerade auf dem Boden, sondern zunächst auf einer Platte von Gußeisen, welche man Coussinet, das Rissen, oder Support, Lager oder Träger heißt. Diese Platten sind mit Nägeln oder Schrauben auf steinerne Platten oder Blöcken, meist von Eichenholz, Querbalken festgemacht, welche je von 3 zu 3 Schuh Weite quer in die Straße eingelassen werden.

Die Rails sind von oben dicker und haben also gleichsam einen Kopf; dadurch wird bewirkt, daß die Räder auf einer breiten Fläche gehen, und diese Fläche langsamer abreiben. Eine Eisenbahn hat entweder zwei Wege oder nur einen; im ersten Falle ist eine doppelte und hat vier Geleise, zwei zum Auffahren und zwei zum Abfahren, so daß immer zwei Wagen nebeneinander vorbeifahren können, während bei der einfachen, welche nur zwei Geleise hat, nur ein Wagen fahren kann. Die Wagen werden auf den Eisenbahnen entweder durch Pferde fortgeschafft oder durch Dampfwagen. Ein Pferd zieht daselbst 150 — 200 Zentner, wenigstens zehnmal soviel als auf der gewöhnlichen Straße. Die Dampfwagen nennt man Locomotive; ein Locomotiv wiegt ohngefähr 100 Zentner und hat gemeiniglich die Kraft von 10 Pferden.

Ein wahrer Priester Gottes.

Als der Pfarrer Perrin, welcher den Galeerenclaven in der französischen Hafenstadt Loulon das Wort Gottes zu verkünden hatte, sich einst mit einem ihn umgebenden Schwarm Gefangener unterhielt, und dabei seine rechte Hand mit der hölzernen Tabaksdose auf den Rücken gelegt hatte, wurde ihm die Dose plötzlich entwendet. Rasch kehrt er sich um, und sein scharfes Aug' entdeckt sogleich den Thäter. Aber ruhig sprach der gute Geistliche: „Der von euch, welcher mir meine Dose genommen hat, gebe sie mir zurück. Ich gebe ihm dreißig Sous dafür —

mehr als sie werth ist — und will den Schuldigen nicht kennen!“

Hierauf schloß er die Augen, hielt seine Hand mit der versprochenen Summe auf den Rücken, und flugs hatte er seine Dose wieder.

Außerordentliche Naturbegebenheit.

In dem Courier von Calcutta, in Ostindien, wird folgendes Ereigniß angezeigt: „Den 20 des letztverflossenen Monats September (1838) gegen 2 Uhr Nachmittags hatte ein starker Platzregen statt, bei welchem eine große Menge drei Zoll langer Fische, alle von derselben Gattung, mit herab auf die Erde fielen.“ Diejenigen, welche auf die harte Erde sanken, fielen sich todt, die aber, welche ins weiche Gras fielen, lebten und zappelten lustig herum. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß diese Fische nicht zerstreut hie und da herabfielen, sondern in einer langen, dichten, etwa einer Armslänge breiten Reihe. Der Erzähler hatte viele davon, die lebten, aufgehoben und in einen nahen Teich geworfen. Die Fische waren von der Gattung, die man im Lande Dka nennt. Was sehet ihr mich so zweifelhaft an, glaubt ihr etwa, der Wanderer mache Spaß? Es hat ja auch schon Würmer, Insekten geregnet, und dieß erklärte man dadurch, daß die Sonnenstrahlen, im Wasser, welches sie pumpen, Eier dieser Insekten mit angezogen haben, die in der Sonnenwärme ausgebrütet, mit dem Regen auf die Erde fielen; wie aber fingerlange Fische in die Wolken gerathen und wieder herabgeregnet werden, ist freilich schwerer zu erklären.

In einem gewissen Wochenblatt steht folgendes Merkwürdige Gesuch.

„Ein Mann, der gegenwärtig in Schulden steckt, wünscht einen Compagnon zu seinem Geschäfte, der das Schuldentilgungswesen aus dem Grunde versteht; er kann sich hier in sei-

ner Kunst im höchsten Grade ausbilden, so, daß er sich bald zum Finanzministerexamen wird melden können!

Neue Maschine zum Beschweren des Sauerkrautes.

Bisher bediente man sich zum Beschweren des Sauerkrautes eines oder mehrerer Steine die man auf den hölzernen Defel legte, welcher das Kraut bedeckt, oder einer hölzernen Schraube, deren Mutter in den Dehren der Tonne befestigt ist. Diese beiden Mittel haben ihre Unbequemlichkeit. Die Steine lösen sich manchmal in der scharfen Brühe des Krautes etwas auf, lassen Sand zurück, ein unverdauliches, nicht angenehmes Nebengewürz. Dabei ist es den meisten Köchinnen beschwerlich, diese Steine aus der Tiefe der Tonne heraufzuheben, und dieselben, besonders zur Winterszeit, zu waschen. Holzschrauben verschwellen größtentheils in den Tonnen, werden ungängig, so daß man sie nur mit großer Anstrengung auf und zuschrauben kann; dann geschieht es oft, daß man bald zu viel, bald zu wenig preßt. Diesen Unannehmlichkeiten wird durch die neue Einrichtung vollkommen gesteuert. Sie hat überdies den Vortheil, ganz einfach und wenig kostspielig zu sein, drei geschmeidige Holzlein, ein Zäpflein, eine starke Schnur, ein steinernes nicht gar schweres Gewicht, und ein Stück Seil, das Gewicht daran zu hängen, das ist alles, was man dazu braucht. Man befestige in die beiden Dehren der Tonne ein etwa drei Zoll breites Brett, in dessen Mitte ein viereckiges Loch angebracht ist, und bohre in dasselbe innerhalb eines der Dehren zwei Löchlein; man nehme ein zweites dem ersten ähnliches Brett, und bohre in dasselbe nahe am Ende ebenfalls zwei Löchlein, so daß sie mit den Löchlein des ersten Brettes correspondieren, man ziehe die Schnur durch alle vier Löchlein, und binde die zwei Bretter locker zusammen. Dieses zweite Brett muß aber wie das erste, obwohl nicht ganz in

der Mitte, ein viereckiges Loch haben, durch welches man einen mit Lösslein versehenen Stab stößt, in den ein Zäpflein nach Bedürfnis höher oder niedriger gesteckt wird. Dieser bewegliche Stab ist in den auf dem Kraut liegenden Deckel, oder in ein Querholz über demselben etwas eingelassen, aufgesetzt. Das Gewicht ist durch ein Seil an das zweite Brett angebracht und hängt außerhalb der Tonne herab.

Probates Mittel gegen Verkältungen.

Das beste Mittel gegen Verkältung ist unstreitig — daß man sich nicht verkälte. Da aber nicht jeder Leser des Kalenders diese medicinische Anweisung befolgen kann, und auch nicht jeder der bösen Luft zu widerstehen vermag, z. B. wenn ihn nach gesättigter Tanzlust die Begierde anwandelt, sich an den Durchzug eines offenen Fensters zu stellen, oder ein Glas kaltes Wasser zu trinken, obgleich er weiß, daß dieß schädlich und er erbärmlich schwach ist: so folgt hier ein anderes Recept, das aber keineswegs in der Voraussetzung gegeben wird, die geneigten Leser werden sich nun, eines Gengiftes bewußt, frisch darauf los erkälten. Der Tod hält sich am Ende an kein Mittel, auch an das probateste nicht, und der knöcherne Gesell ist gerade dann am furchtbarsten, wenn er unter dem Titel: „selbst verschuldet“ an die Lebens Thür klopft. Zur Sache: Man nehme 4 Unzen Engelwurzaamen, eine Hand voll Melissenkraut, 4 Unzen Salbei und koche dies wohl verdeckt in einem Quart Wasser bis zur Hälfte ein. Dann mische man soviel flüssigen Honig dazu, als der Magen verträgt, und nehme zwei bis dreimal des Tages zwei Eßlöffel voll davon. Wäre die Erkältung gar heftig, so nehme man die gleiche Portion noch einmal unmittelbar vor dem Schlafengehen.

Wie ist die theure Seife wohlfeil zu ersetzen?

In England, wo so viele wichtige Entdeckungen gemacht werden, hat in neuerer Zeit Jemand in Erfahrung gebracht, daß Pseifen erde recht gut die Stelle der Seife vertreten mag. Ich habe — sagt der Mann — nach mehreren Versuchen gefunden, daß wenn man unter das zum Waschen von Leinenzeug bestimmte Wasser etwas Pseifenthon mischt, der Leinzeug so weiß wird, als wenn er von der Bleiche käme, und daß hiebei, wie schmutzig die Wäsche auch sein mag, die Hälfte der Arbeit und wenigstens der vierte Theil der Seife erspart wird. Ich rühre den Pseifenthon unter das zum Waschen bestimmte warme Wasser, oder ich reibe den Thon zugleich mit der Seife in die schmutzige Wäsche und wiederhole dies so oft, bis die Wäsche vollkommen rein geworden ist. Alle, die dieses Verfahren wiederholten, sind mit mir über dessen Vorzüge einverstanden. Leider ist bis jezt kein Mittel erfunden worden, ein beflecktes Gewissen und einen schmutzigen Lebenswandel rein zu waschen.

Müthliche Düngerbereitung.

Die Kunst, diesen Dung zu erzeugen, besteht darin, daß man in einer ungefähr 5 Fuß tiefen Grube von beliebiger Länge und Breite, etwas Mist legt, und darauf alles ausgejätete Unkraut, sowie den Abgang aus der Küche und das Kehricht wirft; auf dieses Gemengsel wirft man Kalk, dem eine gehörige Menge Wasser beigesezt wird. Nach Verlauf von sechs Monaten hat die Fäulniß alle in die Grube geworfenen thierischen Substanzen zersez, und sie in einen Dung verwandelt, den man im Frühjahr oder Herbst auf die Felder streut. Mit diesem Dung verstärkt man die Fruchtbarkeit des Welschkorns, der Reben, Wiesen u. s. w. Die Anwendung dieses Düngers hat stets guten Erfolg gehabt.

Nicht aus der Luft gegriffen sind folgende Anekdoten:

Ein reicher Bauersmann aus der Gegend von St. Omer, der fest an die Prophezeiung glaubte, daß die Welt im Anfange des Januars 1840 untergehen würde, kam, von einigen andern leichtgläubigen Landleuten begleitet, nach St. Omer zu einem Notar, um seinen lezten Willen aufsez zu lassen. Er erklärte, daß er, in Anbetracht des bevorstehenden Weltunterganges, und da er keine Verwandten habe, entschlossen sei, seine Haushälterin zur Erbin aller seiner liegenden und fahrenden Habe einzusezen, unter der Bedingung, daß sie täglich eine Seelenmesse für ihn lesen lasse. Als er ausgerebet hatte, bemerkte der Notar: wenn die Welt wirklich am 6. untergebe, so sei ja auch ein Testament überflüssig, weil die Haushälterin doch nicht allein übrig bleiben würde. Der Landmann sperrte Mund und Augen auf, und rief erstaunt: „Da haben Sie auch recht, daran haben wir Alle noch nicht gedacht!“

Ein Graf begieng das Wiegenfest seiner Tochter auf seinem Gute. Der Schulmeister war mit seiner Schuljugend unten am Zimmer aufgestellt mit der Weisung: daß er, sowie er die Gläser klingen höre, mit seiner Jugend ausrufen solle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ Die Tafel war zu Ende, der Bediente kam mit den Champagnergläsern, stolperte, die Gläser fielen zu Boden und der Graf donnerte ihn an: Hol ihn der Teufel! Der Schulmeister (welcher die Gläser klingen hörte), rief nun mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch!“ — Eine Höllensfahrt in pleno, sagte der Graf und lachte.

Das vereitelte Heirathsproject.

Im Hornung 1840 erschien bei einem Wirth in der Nähe von Z..... eine rüstige, aber ärmlich gekleidete Frauensperson, die sagte, sie sei des reichen Vogts Tochter von L..... und sie könn' es zu Haus nicht mehr aushalten, sie habe es dort allzu böß, drum habe sie das Haus ihres Vaters verlassen. — Der Wirth dachte gleich, ha, das ist ein fetter Fang für meinen Schwiegervater, den reichen Müller St..... in R..... Der hat zwei Söhne, kann also für einen derselben gar wohl eine reiche Erbin zur Frau gebrauchen. Dem will ich den Goldvogel zuschicken. Gedacht, gethan! — Kaum hatte er des Vogts schmutze Katri von L..... seinem Schwiegervater auf seinem Korbwägel zugeschikt, so überhäufte sie dieser mit Gutthaten, schaffte ihr neue Kleider, Kleinodien, Schmuck und eine Uhr zur Stelle und ließ dem hübschen Kind die Wahl, entweder denjenigen seiner Söhne zu heirathen, der eine Mühle besitze oder den, welchem er so eben ein neues Haus gebaut. — Die schöne Katri wählte das schöne, neue Haus; — sie sei nicht gern in einer Mühle. — Alles war fröhlich und guter Dinge und in der Mühle des reichen St..... zu R..... war Musik und Tanz und Verlobungsfeiern über Festivitäten. — Man fuhr mit der schönen Braut sogar nach Z..... hin und selbst der Oberamtmann feierte die Verlobte mit einem festlichen Balle. Doch Regen folgt auf Sonnenschein. Pötzlich fällt es dem alten, reichen Müller St..... ein, er wolle seiner Schwiegertochter in spe doch auch in ihrem Heimaths ort nachfragen lassen. Und siehe da, welch ein Schreck! — Die schöne Katri war keine reiche Erbin, sondern bloß eine vermögenslose, verloffene, verrufene Cassendirne und der geprellte Herr Schwiegervater mußte froh sein, für sich und seinen Sohn derselben los zu werden, indem er ihr all die schönen Sachen ließ, die sie der schlauen Weibsperson im Ueberfluß geschenkt hatten.

Der schwarze Geiger.

Ein Neger ging in Amerika durch einen Wald und hatte nichts bei sich als seine Geige. Bald bemerkte er, daß ihm eine Schaar von Wölfen folge. Da er noch mehrere Stunden weit zu gehen hatte, so wurde er sehr besorgt. Bisweilen blieb er stehen, schrie, trieb seine Verfolger zurück, und setzte dann seinen Weg fort. Doch die Bestien wurden immer kecker und hätten ihn sonder Zweifel angepakt, wäre er nicht noch eben zur rechten Zeit bei einer verlassenen Hütte angelangt. In dieser nahm er sich nicht einmal Zeit, die Thüre zu verschließen, sondern kletterte gleich auf die Balken des Gesparres hinauf. Die Wölfe folgten ihm ganz wüthend nach, heulten, sprangen empor und versuchten Alles, um zu ihm zu gelangen. Der Neger aber sah sich in sicherer Position und ergriff beim hellen Mondschein die Öffnung. Als die Hütte ganz von Wölfen angefüllt war, kroch er bis ans obere Ende der Thüre hinunter und verschloß dieselbe, riß dann einige lose Dachbretter ab und schleuderte sie mit aller Gewalt auf die vor dem Hause befindlichen Wölfe. Diese liefen davon. Nun spielte er seinen Gefangenen die ganze Nacht mit seiner Geige auf, um die wilden Thiere zu besänftigen, diese aber heulten jämmerlich über seine Töne. Morgens früh fanden sich einige Nachbarn ein, für die es ein Fest war, die Wölfe zu erschießen.

Ein Ehemann zur Schreckenzeit.

Heron, der Privatsekretär des s. k. k. Reichlichen Fouquier Thonville, erzählt folgende Anekdote, welche die damalige gräßliche Zeit charakterisirt. Es war am 6 oder 7 Thermidor; einer seiner Freunde besuchte ihn in dem Gerichtssale; denn da Fouquier da aß und oft schlief, so mußte der Sekretär auch da bleiben. Der Schulfreund trat also die Hände reibend, mit freudestrahlendem Gesichte und dem Lächeln des Glücks auf den Lippen, zu Heron: „Bravo, Bürger Heron, bravo; es geht gut, 54 zur Guillotine.“

Hast du auf morgen eben so viele? — „Noch nicht ganz, es fehlt aber auch nicht viel.“ — „Ist deine Liste schon geschlossen und von dem Bürger Ankläger unterzeichnet?“ — „Nein noch nicht. Warum? hast du irgend einen guten Aristokraten oder einen Andern anzuzeigen?“ — „Leider nicht, aber ich möchte dich um eine kleine Gefälligkeit ersuchen, lieber Freund, denn du bist mein Freund, nicht wahr? — Setze meine Frau auf deine Liste.“ — „Deine Frau, gebe, du machst Spaß.“ — „Nein, Freund, du thust mir, ich schwöre dir es zu, einen sehr großen Gefallen.“ — „Es ist nicht möglich; wir haben ja erst vorigen Montag mit einander gegessen, und du schienst von deiner Bürgerin ganz entzückt zu sein.“ — „Ich bin auf andere Gedanken gekommen.“ — „Die Bürgerin ist eine treue Anhängerin der Revolution.“ — „Keineswegs, sie ist Aristokratin, ich kann es beweisen.“ — „Du bist ein Narr, sie ist eine gute Frau, du wirst dich eines andern besinnen.“ — „Nein, nein, — eins, zwei — willst du meine Frau guillotiniern lassen?“ — „Nein, das will ich gewiß nicht.“ — „So geht es; rechne einer nur auf die Schulfreunde!“ rief der Besucher und ging unzufrieden und verdrießlich fort, als habe Heron ihm eine kleine Anleihe versagt. Trotz dem lebten die Eheleute noch dreißig Jahre glücklich mit einander, und die arme Fran hatte nie etwas von jenem Schritte erfahren, den ihr Mann ihretwegen that.

Der Schneider und der Stier.

Ein Schneiderlein wollte zum Tanze spazieren, Bei dem er die Fiedel zu streichen gepflegt; Da stürzte ein Zuchtstier auf allen Bieren Auf's Schneiderlein los, die Hörner gereckt. Der Schneider legt sich auf's Retiriren; Doch der Dohse eilt rasend hinter ihm drein Und das Schneiderlein muß' sich endlich postiren, Zum Tode geängstigt durch Mark und Bein. Verzweifelt greift es zu seiner Geigen Und fiedelt den schwäbischen Walzer her, Der Stier, o Wunder, er thut sich neigen

Entzückt auf den schwitzenden Geiger blickt er; Doch kaum will unser Schneider entfliehen, So setzt ihm der Dohse gleich wieder zu, Den Bogen der Schneider aufs Neue muß ziehen, Sonst läßt ihm der Rasende keine Ruh. Und fest gebannt sieben v i e r Stunden die Zwei Der Dohs und der Esel auf einem Fleck, Bis endlich erschienen der Hirten Dreie, Die erbösten den Fiedler von seinem Schref. Das Schneiderlein aber noch lange erzählte Von der Zaubergewalt seiner Geigerkunst, Deren göttliche Wirkung nicht verfehlte, Einen Dohsen zu bannen in seiner Brunst.

Anekdote von drei Juden, die den Rigiberg bestiegen.

Letzten Sommer bestiegen drei Söhne Israels den Rigi vor Sonnenaufgang. „Gott's Wunder“ schrie der Levi, als die Strahlen des heraufsteigenden Gestirnes die Firnen der Gletscher vergoldeten, „Gott's Wunder, daß muß eppes Räres vun Bergildung sei!“ — „Prächtich, Prächtich!“ schrie der Isaaq, „nee“ erwiderte der Jessoß, „ich brech mech necht, i bin g'sund, brech du dech Isaaq, ech brech mech necht.“

Milde Stiftung zur Nachahmung.

Der am 9 Sept. 1836 verstorbene Dom-Dechant und Generalvikar Dr. A. J. Dymnus zu Würzburg hat eine ganze Reihe wohlthätiger Stiftungen gemacht, die sein Andenken segensreich erhalten werden. Unter Andern bestimmte er: 600 fl. zur Vertheilung an Hausarme und Kranke, 3840 fl. die Waisenanstalt, ein gleiches Capital der Pfarrestiftung Oberdürnbach, 4000 fl. zu Holz für Arme, 500 fl. für Studenten, 1000 fl. der Anstalt für kranke Handwerksgefelln, 1000 fl. der Armenbeschäftigungsanstalt u. s. f.

Auflösung der Räthsel in diesem Kalender.

1. Jene zu dem Eskurtial in Spanien, die sieben Zentner wägen. — 2. Das Pferd und der Pfau. — 3. Die Briefe und Handschriften. — 4. Von der Landschaft Tabaco in Neuspanien, wo er zuerst gefunden wurde. — 5. Der Bauer an seiner Hand — 6. Nichts, als was recht ist. — 7. Prozesse und alles, was Geld kostet. — 8. Herr Schmalhans. — 9. Der keine Leiden kennt. — 10. Wenn ein Unhöflicher einen feinen Hut hat.